

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 33 (1977)
Heft: 6

Artikel: Von Kleidern und "Wänden"
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihrem autoritativen Schutzschild Schlimmstes betrieb), so daß sie kaum mehr geeignet sind, Grundwerte zu repräsentieren. Unsere Aufgabe wäre es, unsere gewandelten Vorstellungen in unbelastete klare Begriffe zu fassen; unser Problem ist, daß wir noch immer zernutzte, jeder Mißdeutungsmöglichkeit offene, wertlos gewordene Worthülsen vor uns hertragen und für wichtige Lebensziele in unserer veränderten Welt im wahrsten Sinne des Wortes noch keine Worte gefunden haben.

Nachwort der Schriftleitung

Die Zeit um 1800 war für unser Land eine überaus schwere Kriegszeit. Französische, russische und österreichische Heere bekämpften sich in der Schweiz; zweimal wurde eine Schlacht um und in Zürich geschlagen zwischen dem russischen General Korsakow, dem kaiserlichen Feldherrn Erzherzog Karl und dem Franzosen Masséna. Lavater, von dem kurz die Rede ist, wurde im Winter 1801 von einem französischen Soldaten erschossen, aus Versehen, wie man sagte. Von Italien her nahte die gefährliche Drohung des berühmten Suworow; doch sie konnte geschickt abgewehrt werden. Dagegen kampferten monatelang auf dem Räfzer Feld die Russen Korsakows. Parallel zu diesen militärischen Ereignissen bekämpften sich die Anhänger des helvetischen Staates mit den Parteigängern der alten Ordnung — daher der Ruf nach Tradition, den die Verfasserin mit Recht erwähnt.

Auch über die Einrichtung der Neujahrsblätter, die in Zürich und anderswo bis heute besteht, ist die Erklärung noch nachzutragen: Die Familien schickten ihre Kinder mit einem großen Holzschicht in die Zunftstuben und erhielten dafür das Neujahrsblatt; das nannte man „Stubenhitzen“ (= Stubenheizen). Die heutigen Neujahrsblätter sind nicht mehr an die Jugend gerichtet, dafür aber für die Lokalgeschichte von großem Wert. *teu.*

Von Kleidern und „Wänden“

Als die Nibelungen auf ihrer Ungarnreise zu Kriemhild und König Etzel an die „Tuonuwe“, die Donau, kamen, bereitete ihnen die Überfahrt Sorgen: „der wâc was in ze breit“, die Woge (der Fluß) war ihnen zu breit, berichtet der Dichter. Auf der Suche nach einer Furt entdeckt Hagen seltsame Gestalten, die in einem rauschenden Quell baden: Schwanenjungfrauen. Diese seltsamen Wesen können nach Wunsch und Laune Menschen- oder Vogelgestalt annehmen, obendrein verfügen sie über die Gabe der Weissagung. Hagen bemächtigt sich ihrer Kleider und gibt sie erst zurück, nachdem die „merewîp“ ihm ihr geheimes Wissen mitgeteilt haben.

An dieser Stelle des großen Heldenliedes aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts treten kurz nacheinander — XXV. Aventure — alle die Kleiderbegriffe auf, die zu jener Zeit bekannt waren und gebraucht wurden: wât, gewaete, gewant, kleider. Man liest da zum Beispiel: „er nam in ir gewaete“; „gebt wider unser wât“; „do gap er in ir kleider“; „do si do angeleiten ir wunderlîch gewant, / dô sageten si im rehte die reise in Etzelen land“.

Kleid mag heute als eine Art Hauptbegriff gelten. Das Wort bezeichnet das Gewand des Mannes: „Flugs hervor aus seinem Kleide(…) zieht er seine harte, gute, / Schlanke schwanke Haselrute“, dichtet Wilhelm Busch in „Plisch und Plum“; frühere Geschlechter kannten sogar das vornehm-zimperliche ‚Beinkleid‘ der Männer. Häufiger noch versteht man unter ‚Kleid‘ ein Frauengewand (Brautkleid, Dirndlkleid) und verbindet es demnach etwa mit diesen Beiwörtern: leicht, weiß, duftig, bunt, modern, schlicht, seiden, wollen, leinen usw. Schließlich steht das Wort für ein einzelnes Kleidungsstück, so bei Luther (Matthäus 9,16): „Niemand flickt ein alt kleid mit einem lappen von newem tuch“. — ‚Kleid‘ fehlte der (mittel-)hochdeutschen Sprache übrigens bis etwa zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Es ging hervor aus dem angelsächsischen ‚clâth‘, das den heutigen englischen Begriffen ‚clad‘ (bekleidet), ‚cloth‘ (Zeug, Tuch), ‚clothe‘ (an-, be-, einkleiden), ‚clothes‘, ‚clothing‘ (Kleider, Kleidung, Anzug) entspricht.

Gewand gehört zu ‚wenden‘, bedeutet also eigentlich das gefaltete oder in Falten (Windungen) gelegte Tuch. Ein Gebäude, in dem die Tuchhändler („Gewandschneider“) ihre Tuchballen zum Verkauf ausstellten, hieß Tuchhalle oder Gewandhaus. Man denkt an das berühmte Leipziger Gewandhaus und sein Orchester: im 18. Jahrhundert entstand ein Neubau, in dessen obern Räumen fortan Konzerte und Bälle veranstaltet wurden; ein neues, Ende des letzten Jahrhunderts erbautes Konzerthaus übernahm den traditionellen Namen „Gewandhaus“. — Im Gegensatz zu den Gewandschneidern war es den handwerklichen Schneidern nicht erlaubt, „gewant (= Tuch) bei der ellen“ zu schneiden und zu verkaufen.

Früh drang das Wort ‚Gewand‘ in den Bereich eines noch ältern Kleiderbegriffes ein: den der ‚wât‘ und des Sammelwortes ‚gewaete‘. Ludwig Uhland versuchte, dieses älteste deutsche Wort für Kleid neu zu beleben, — ohne Erfolg. Die Stelle, in der „Klein Roland“ „vierfältig Tuch zur Wat“ zugesprochen bekommt, ist ein Fremdkörper geblieben.

Wie stark der Begriff ‚Gewand‘ auf die Lautgestalt von ‚Wat‘ eingewirkt hat, beweist am besten das Wort ‚Leinwand‘. Der „aus Flachsgarn gewebte Stoff“, auch ‚Leinen‘ oder ‚Linnen‘ genannt, hieß ursprünglich ‚linwât‘. Heute könnte man glauben, vor allem

unter dem Einfluß der gespannten leinenen Bildwand im Kino, das Wort sei unmittelbar von ‚Wand‘ abgeleitet. Doch noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts konnte der bekannte Burgdorfer Dekan und Chronist Gruner von zweien seiner Zeitgenossen schreiben, sie hätten gemeinsam einen „Leinwahtgewärb“ angefangen. — Am längsten hat ‚Wat‘ wohl im Namen des tuchenen Vorratsäckleins weitergelebt, das man in der volksetymologisch verbildeten Form „Wartsäckli“ recht oft bei Gotthelf antrifft; ein Beispiel (18. Kapitel von „Anne Bäbi Jowäger“/I): „Jakobli hatte von weitem die gewaltige Postur daher wandern sehen mit einem Wartsäckli in der Hand...“ (die „gewaltige Postur“ ist Lisi vom Ziberlihoger).

Hans Sommer

Kampf dem fremdwort. Ein vorschlag*

Jedermann, der nur irgendwie eine nähere beziehung zu unserer deutschen muttersprache hat, ist sich bewußt, daß diese durch den übermäßigen und unsinnigen gebrauch von fremdsprachlichen wörtern und ganzen redewendungen (z. b. Do it yourself!) seit langem in einer kaum zu überbietenden weise mißbraucht, verschandelt wird. Daß etwas dagegen unternommen werden sollte, wird nicht bestritten. So erscheinen denn auch in den tageszeitungen artikel und glossen, die diesen übelstand anprangern, aber leider nur selten. Fachzeitschriften wie der „Sprachspiegel“, der „Sprachdienst“ oder die „Muttersprache“ räumen der kritik verständlicherweise mehr platz ein.

Es fällt mir jedoch immer wieder auf, wie vorsichtig und behutsam meistens die grundhaltung der kritik ist, besonders dann, wenn es sich beim beanstandeten wort oder ausdruck um helvetische, durch überlieferung geheiligte eigenheiten, eigenbrötleien handelt. Es gibt wenig sprachkritiker, die die dinge beim namen nennen und kein blatt vor den mund nehmen. Man will keinesfalls in den verdacht kommen, ein sprachreiniger zu sein. Das wort *purist* erscheint als schreckgespenst und dämpft den eifer des kritikers. Es haftet ihm der geruch des kleinlichen nörglers an. Warum eigentlich? Weil der durchschnittliche leser auf kritik an sprachschludereien nicht ansprechbar ist, gleichgültig darüber hinweggeht oder oft sogar negativ reagiert. Es braucht wenig, um des purismus bezichtigt zu werden. Es ist auf-

* auf Wunsch in gemäßigter Kleinschreibung